

Der Standesbeamte

Autor(en): **Odermatt, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 5

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634621>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sie treten heraus in den Tagesschein,
Sie steigen die Staffelpfade hergetn;
Als Nachhut die bedächtigen Alten,
Harte Gesichter mit Narben und Falten.
Ein Tauchzer verhallt in Schlucht und Holz,
Des Berglers trohiger Lebensstolz.

Das Fähnlein weht auf verwettertem Zaune,
Der Bergwirt hat seine gute Laune.
Er ist gerüstet, er hat's geschafft
Mit seines eisernen Rückens Kraft;
Alles das Ding ist an seinem Ort,
Spundvoll die Regeln, die Reule schmort.
Der Bergwirt weiß, unter seinen Gästen
Sind keine Verächter vom Ledern und Besten.

Wer am Steilhang weiß die Sense zu führen,
Versteht sich schwer auf geschlechte Manieren,
Aber ein Mädel im Tanz zu dreh'n,
Das paßt ihm, da wird er zum Rechten seh'n.
Schad wär's, mein Treu, um die vier Musikanten!
Alles, nur keine Klimpertanten.
Sie spielen nicht zum Zeitvertreib,
Sie spielen sich schier die Seel' aus dem Leib.
Der Brummbach tut sich allen voran,
Das Geigentier größer als der Mann;
Er kämpft mit der Fiedel süßem Gedicht
Als wie die Posaune vom Jüngsten Gericht.
Doch auch die Trompete ruft hell: Ich bin da!
Bescheiden ist nur die Harmonika,
Sie schnarcht und ringt mit Atembeschwerden,
Um ja mit den andern fertig zu werden.
Kein Ledergericht für verwöhnte Ohren,
Aber Musik ist's erdverschworen,
Sie ist wie die, für die sie gemeint,
Ist Zauberweise, gejauchzt und geweint.
Das stampft und schmachtet im engen Raum,
Das treue Begehren, der schüchterne Traum.
Die Schluchten getrennt, liegen Arm in Arm,
Berglerblut ist rot und warm.

Draußen auf freiem Rasenplan
Hebt jetzt ein seltsam Läuten an.
Die schweren Treichlen sind hergebracht:
Schellenschütteln! Wer hat es erdacht?
Das mögen die Wettertannen wissen,
Vielhundertjährig, vom Sturm zerrissen,
Das mögen die grauen Felsen sagen,
Die fern als Säulen den Himmel tragen.

Der Ring ist geschlossen. Ein Flaumbart, ein Greis
Schwingen die Glocken mit Kunst und mit Fleiß;
Erst tastend, sich zusammenzufinden,
Bis sich die Töne gemach verbünden
Zum Dreiklang zum heiligen Berggesang,
Einfaltgewoben, ahnungsang.

Andächtig stehen die Lauscher im Kreise.
Hände finden sich sacht und leise,
Weißbärtige Männer, verweifte Frauen
Müssen sich stumm in die Augen schauen.

Ihnen ist, als käme das Läuten
Fern herüber aus andern Zeiten:
Es sagt von Liebe, es sagt von Leid,
O, sie wissen vom Leben Bescheid!
Es hat sie geschlagen, es hat sie verbunden,
Sie haben gesorgt, gebetet, verwunden,
Hat eins des andern Last getragen,
Sie konnten sich's nie mit Worten sagen,
Was schau ein Tränlein heut ahnen läßt,
Die Stunde wird ihnen zum Lebensfest...
Ich muß mich still zur Seite wenden —
Heimat, du bist in guten Händen. (Aus „Lebensstreu“.)

Der Standesbeamte.

Erzählung von Franz Odermatt.

Gusti Herzog erhob sich vom antik imitierten Schreib-
tisch und trat auf den Balkon. Ein Sonntag voll sonniger
Helle war über den Bergen. Man mußte die Gefühlsvor-
stellungen einer Verdischen Oper zu Hilfe nehmen, um für
das zarte Verschmelzen der hellen Farben des Himmels, des
spiegelklaren Sees, der frischgrünen Wälder und der weißen
Gletscher einen Stimmungsvergleich zu finden. Aber Gusti
Herzog lachte hell in sich hinein über sich. Und er trat
wieder ins Zimmer. Vor den Spiegel. Er stand im mo-
dernsten Ring Edward Anzug. Allein er wäre nicht erschrocken,
wenn ihm der Spiegel ein Harlekinstkostüm und eine Maske
gezeigt hätte.

Nun schrieb er wieder. Rascher als er gewohnt war,
denn Schreiben nötigte ihn gewöhnlich zum Denken und
das war nicht seine Liebhaberei. In dem Briefe, den er
schrieb, wollte er sich ganz frei und ohne Verstellung geben.
Seinem Freunde Heinz Zweifel konnte er seine frische in-
nere Lustigkeit ausschütten; das befreit, hebt. Heinz war
der einzige, dem er sagen konnte, wie er über den närrischen
Firtlesanz dachte, der um seine Verheiratung gesponnen wurde.
Er konnte doch nicht ernst bleiben vor Heinz. Im gleichen
frischen Tone, aus dem die alten tollen Streiche klangen,
war Heinzens Gratulation geflossen. Er hatte sie der Braut,
wie der frommen Mamma unterschlagen.

Gusti las den Brief noch einmal: Doch verflucht nedisch,
verflucht echt: „Du würdiger sittsamer Bräutigam! Wenn
ich mir vorstelle, wie Du in dionysischer Tugend vor dem
Altar kniest, dann plagen mir alle Nächte vor Lachen!“

„Heinz, du unheimlich gefährlicher Menschenkenner! Ich
habe zehnmal, täglich zehnmal, das Bild, wie du es sehen
magst, selbst gesehen mit all' den lustigen Albernheiten einer
Komödie. Morgen ist die Ziviltrauung. Ein Bauer wird
uns mit wichtiger Miene im Namen des Gesetzes verbinden.
Wer wäre sonst in dem armen Bergnest? Unsere Fabrik
und das Herrenhaus gehören nur territorial zum Dorf, doch
mit keinen geistigen oder kulturellen Beziehungen. Der
Bauernhochmut stört uns auch nicht weiter. Aber morgen
— ich habe mir die Rolle in dieser Burleske zurechtgelegt.
Vielleicht, daß ich den Standesbeamten im Stalle suchen
muß, denn als Viehzüchter soll er seine Sache verstehen.
Also, das Gefühl meiner Animalität wird mir dabei nicht
abgehen. Nun, ich habe starke Nerven. Du würdest mir das
bezeugen! Und meine Braut liebt mich zu sehr, als daß
ich befürchten muß, sie könnte mir ausreißen.“

So empfangen ich also den standesamtlichen Schein —
die kirchliche Trauermontage wird ein Verwandter unseres
Hauses vollziehen. Der Herr Resignat Sanft. Ich konnte
ihn nie ausstehen, aber es ist der Wunsch meiner Braut
und Mamma wäre tief unglücklich. Also lasse ich auch das
über mich ergehen. Die Geschichte fängt an, mich zu be-
lustigen.

Meine Braut ist eine zarte Schönheit und sie liebt
mich wie einen Gott. Sie ist ein Engel und sieht in mir
einen Dionysius. Ihre Unschuld bedrückt mich fast. Du
weißt ja, daß im großen Wald kein schöner Baum war,
unter dem ich nicht geraustet habe und nun soll ich einer
einzigen Tanne zu Lieb die vielen andern schönen Bäume
meiden.

Wer klopft? Man ruft mich. Der Chauffeur ist vor-
gefahren. Ich soll den lieben alten Herrn Resignat ab-
holen, er wird bis zur Hochzeit bei uns bleiben. Du wün-
schest mir doch gute Geduld!“

*

Das in der Gegend bekannte schwere graue Automobil
wartete an der Vorfahrt zur Villa Herzog. Die Uhr schlug
drei. Auf dreieinhalb war die Trauung bestellt. Braut und

Bräutigam erschienen im Portal, hinter ihnen zwei würdige graue Häupter. Gustis Mutter und der Herr Resignat.

„Gott segne auch diese Handlung. Freilich hat sie keine andere Wirkung als die Erfüllung einer staatlichen Vorschrift. Zu Mann und Frau macht Euch erst der Segen der Kirche.“

Die Fahrt zum Standesbeamten erlitt eine plötzliche Störung. Eine Steinfuhr für die Fabrik E. A. Herzog Söhne war bei einer Straßensteigung nicht mehr vom Fled zu bringen. Die Knechte hatten die Pferde überladen, nun fluchten sie, schlangen die langen Peitschen unter lauten Gott- und Hü-Rufen. Der Wagen stand mitten in der Straße, die Last mußte abgeladen werden. Die Braut überkam ein leises Grauen vor den härtigen, handfesten, aus wilden Augen blickenden Knechten. Gusti hütete sich wohl, ihr zu erklären, das wären Mehrere ihres Reichthums. Steine zu Mehl gemahlen und per Sack verkauft, wäre kein übles Geschäft.

Gusti unterhielt seine Braut auf andern Wegen. Es kam ihm wohl zustatten, daß ihr das stille Bergtal, das von hohen Felsen eingeschlossen war und auf der Höhe von der Sonne braun gefärbte Häuschen mit Schindelbedachung und warmen Holzwänden, so sehr gefiel. Von einem Häuschen gar war die städtische Schwärmerin völlig entzückt. Das breit gekuppelte Mittelfenster trug einen riesengroßen Kestentod. Aus dem schweren Topfe wuchs der dicke, graue, verholzte Stamm in hundert Verzweigungen über die dunkle Wand bis zur niedern weißen Grundmauer. Wohl fünfzig volle blaßrote Blumen trug der Stod und der Duft schlug über den Hag auf die Straße hinaus.

Während sie das Bild betrachteten, kam die Bäuerin breitspurig herzu, schnitt ohne viele Worte ein paar Blüten los und gab sie der Dame. Darüber war nun doch ein Gespräch in Gang gekommen.

„Den Kestentod pflege ich wohl schon lange und mit viel Fleiß, meint ihr. Das allweg. Im 19. Sommer steht er hier vor diesem Fenster. Am 9. Mai 1881 setzte ich das Schöcklein, das mir die Friedhofsbeterin gegeben, ein. Mein Bub, der dreieinhalbjährige Joseppli, half mir dazu. Ich sehe noch wohl, wie er mit den kleinen runden Händchen Erde in den Topf hampfelte. So emsig und geschickt tat er dabei. Nichts vergesse ich, was an diesem Tage geschehen ist, und wenn ich hundertjährig würde, denn an diesem Tag ist mir das Kind im Bach hinterm Haus ertrunken. Es lief von mir weg und tat einen Tauchzer...“ Tränen kamen der Frau und der Schmerz preßte ihr das Herz zusammen...

„Könnt euch vorstellen, daß ich an diesen Tag denke. Sa! Es ist nicht immer Sonnenschein und Lust im Leben. An Jeden kommt das Schwere heran. Auch Geld und Reichthum schützen nicht davor. Ihr hört mich nicht gerne so reden, da ihr zur Hochzeit fahrt. Aber ich muß euch das sagen. Mit Glückwünschen ist's nicht gemacht.“

„Wir danken euch, Frau.“

Die Straße war wieder frei.

Das Haus des Standesbeamten stand etwas abseits. Man mußte durch ein schmales Gäblein schreiten, das für jedes Gefährte zu eng war. Eine graue Pflanze hatte sich darin niedergelassen und die Dornen im Hag beschauten sich vergnüglich in diesem dunklen Spiegel. Die Braut aber blieb ratlos stehen, dann raffte sie das Kleid höher, wie ein leichter Wind rauschte die Seide. Gusti hatte mit einem Schwung hinübergeseht und reichte ihr nun die Hand entgegen. Allein sie wagte nicht... Er kam zurück und faßte sie, denn er war ein kräftiger Mann und sie leicht gebaut. Also faßte er sie um die Hüfte. „Heißa!“ — Aber beschwert mit ihr, reichte seine Schwungkraft nicht mehr aus... Er sprang mit einem Fuß in die Pfütze und das schmutzige Wasser spritzte auf!

Und nun beschauten sie den Schaden. Sylvia war leicht

rot geworden. Gustav war blaß vor Zorn und Aerger. „Diese stinkigen Bauern“, rief er laut.

Dabei begegnete er ihrem Blick.

„Gustav,.... wenn uns nie Schwereres ins Wasser fällt. Der Fehltritt hat auch mich böse gemacht. Der Aerger trippelte mit vielen kitzelnden Füßlein über mein Empfinden. Aber da kam mir der Gedanke an die Frau zu Hilfe. Ich kann über dieses kleine Hindernis nicht mehr schelten.“

Vor dem Hause des Standesbeamten begannen die Hühner zu gadern und ängstlich hin und her zu rennen. Das Brautpaar hatte sie in eine Sackgasse getrieben. Der dicke Hag mit Gesträuch und Dornen bewachsen zur rechten Seite, links die Stützmauer, vor sich das Haus. Schreiend sprangen sie über die Vortreppe zur Laube hinauf und flogen über die Brüstung hinweg. Unten rannte der Godel auf und ab, die zersprengte Familie sammelnd und lockend, und zum Angriff auf die Friedenstörer gespornt und gewappnet.

„Er wäre imstande, uns das Gesicht zu verfrachten“, sagte Gusti empört. Allein es gefiel ihm doch an dem Godel, daß er sich in diese kühne Kriegsbereitschaft stellte.

So wenig Feierlichkeit der Bräutigam von Hause weg mitgebracht hatte, alle diese Aergerlichkeiten und die Beleidigungen seines an Würde und Formen gewöhnten Gefühles empfingen ihren Lebensodem doch aus der Würde der Handlung, die ihm bevorstand, und aus der Ritterlichkeit, die er seiner Braut schuldig war. In seiner eigenen Person errichtete er dem Afte einen Altar und aus dem Zorn auf diese Widerwärtigkeiten wuchs die bürgerliche Trauung vor ihm größer auf. Es war kindisch; aber seine Entrüstung bedurfte dieser Würde.

Auf der Schwelle des Hauses saß ein Kind des Standesbeamten, ein Mädchen mit hellen schönen Augen, frischem Aussehen und feinem braunen Haar, das wie eine reife Garbe über dem kindlichen Kopfe lag.

Das Mägdelein wartete mütterlich des jüngsten Bruders. Das Büblein war munter und pausbaßig und krächte lauter als der Godel unten vor dem Hause. Das nackte runde Beinchen war aus der losen Umhüllung geschlüpft und zappelte vor der feuch errötheten Braut. Sie fragte nach dem Alter des Kindes und als sie vernahm, daß es vorgestern drei Monate alt geworden war, war's ihr, sie sähe neues Land. Denn es war eine ihrer Aengsten vor der Ehe, daß die Kinder, wenn sie einmal auf der Welt waren, noch Jahr und Tag wie ein schalenloses Ei gehütet werden müßten. Vor diesem Leben, das fast noch keines war, hatte sie eine Art Ohnmacht empfunden und nun entfiel ihr vor der muntern süßen Frische des Knäbleins diese Angst. Die Aufmerksamkeit der kleinen Wärterin wurde indeß von der vornehmen Erscheinung der Dame, die so freundliche Fragen tat, in Anspruch genommen, und dem Bubi gelang es immer besser, des überflüssigen und losen Gewandstücks sich zu entledigen. Und weiß Gott! Aus der Unterhaltung mit dem Kinde war ein Odem starker Natürlichkeit auf das Stadtfäulein übergegangen, so daß sie die frische rosige Nacktheit des Bübleins nicht mehr erschreckte.

Das Mädchen führte die Hochzeitsleute in die Stube. Der Vater käme gleich vom Stall herüber. Einfach, hell, holzgetäfelt war das Gemach und mit altem soliden Hausrat bestell. Die schmalen Stabellen mochten nicht bequem sein. Als das Brautpaar sich niedersezte, wollte sich ihnen ein schnippisches Lächeln über die primitive Einfachheit des Traulokales in die von Hause mitgebrachte pretentiöse Ueberhebung mischen. Aber da kam gleich Gesellschaft. Zwei Büblein des Standesbeamten, zum verwechseln ähnlich, und unschuldig frisch, voll göttlicher Gesundheit. Milch und Blut waren ihre Farben und glänzende Seide das Haar, und der helle blaue Himmel in den Augen. Sie hielten einander an der Hand, blieben in der Türe stehen, klopfen die vornehmen Hochzeitsleute an und über ihre runden Ge-

sichter ging das wunderlichste Staunen. „Dat is aber e schöns Kleid“, stotterte der ältere und zeigte auf die Braut. Und der kleinere faßte sich ein Herz, ging auf die Dame zu und begann mit den runden, weichen, aber nicht eben laubern Händchen an dem seidenen Gewand zu hämpfeln. Sie konnte ihr Kleid nicht besser schützen, als indem sie die weichen runden Fingerchen in ihre Hände schloß.

Endlich trat der Beamte in die Stube. Er war hoch und breitschulterig, reichte mit dem Kopf bis an die Decke. Sein Leib erschien mächtig, sein Schatten drückte auf das Licht im Zimmer. Aber ein voller weicher, in den Farben zwischen Braun und Dunkel glänzender Bart gab ihm mehr als bloß Würde und Kraft, fast etwas wie eine Glorie der Männlichkeit.

Er begrüßte die Brautleute unbefangen, doch in bauerlicher ehrlicher Art. Der Braut schmerzte die beringte Hand unter dem festen Händedruck.

Dann öffnete er den Schrank. Das große Protokoll mit den Eheeinträgen schlug er über dem schweren Rußbaumtische auf. Die Schrift des Beamten war fest und kräftig, auch leicht zu lesen. Aber die Unterschriften der Eheschließenden standen wie unruhige Ameisenzüge, kreuz und quer, geduckt, einem Schicksal ergeben, oder hoch hinausfahrend darunter. Eine Weile, während der Beamte ein Formular suchte, starrten Braut und Bräutigam auf dieses Buch. Und sie erkannten in ihm ein Gesetz, eine höhere Erfüllung ihres Lebens. Ueber ihre Tage hinaus, für alle Generationen blieb es das Nachschlagewerk nach Vater und Großvater, auch wenn sie längst zu Staub geworden sind.

Gustav drückte Sylvia die Hand. Noch nie war ein so ernstes und tiefes Empfinden der Liebe in ihm gewesen.

Der Beamte sprach vor dem aufgeschlagenen Buch in feierlichem Tone:

„Durch die Ehe, welche Ihr einzugehen Willens seid, verbindet Ihr Euch zu ehelicher Gemeinschaft und Treue. Ihr verpflichtet Euch vor dem Gesetze des Volkes, als Gatte und Gattin, das Wohl der Gemeinschaft zu wahren und für die Kinder zu sorgen. Ihr schuldet einander Treue und Beistand. Es ist ein heiliges Band, das Euch umschließt und das oberste Gesetz des Landes gibt ihm die Anerkennung und Weihe. Aber am tiefsten sei es in Euch verknüpft. In der Liebe und Geduld und der Neigung von Mann und Weib, womit der Schöpfer die Fortpflanzung und Vermehrung der Menschen gesichert hat.“

„Und nun frage ich Euch, Herzog Gustav: Wollt Ihr die Ehe mit Fräulein Sylvia von Rott eingehen?“

„Ja“, sprach er ernst und fest.

Die gleiche Frage richtete der Beamte an die Braut und begleitet von einem freien starken Blick, um den kein Schleier verlogener Züchtigkeit gehüllt war.

„Ja“, sagte sie. Und gewährte, wie nie früher, die heiße glückliche Erwartung des neuen Lebens.

„Ich erkläre Euch kraft des Gesetzes als zu Mann und Frau verbunden.“

Und als der Beamte das sagte, fühlten die jungen Eheleute sich in einer eigenen Würde in einem neuen Rechte groß. Gusti empfand nicht anders als seine Frau. Und er wußte auch: Diese Verkündigung kam aus dem starken Untergrund des erlebten Eheglückes des Beamten.

Dann setzte er sich zu dem jungen Ehepaar. Als sie gleich aufbrechen wollten, bat er sie noch eine Weile zu plaudern. Das sehe auch gar nach der Form aus. „Herz... Freundschaft muß auch dabei sein.“

Nun, sie wären das siebenzehnte Ehepaar, das er in neun Jahren verbunden habe. „Viel für die kleine Gemeinde im Berg, wo viele junge Männer weiter ziehen. Zu Glück und Unglück sind diese Ehen ausgegangen. Mehrteils zu Glück. Und ich denke immer: Wenn sie's finden wie ich...“ Da lächelte er über das schöne starke Gesicht, es ward der jungen Frau dabei warm in der Seele.

„Siebenundsechzig Kinder sind aus diesen Ehen schon eingetragen. Wenn ich das Buch aufschlage, kommt's mir wie Fragen entgegen. Und doch ist's Freud', große Freud! Schon ein Volk. Was wird das einmal werfen in der Gemeinde und darüber hinaus? Leid und Freud wird es erleben und viel vom Schönsten im Menschen, der Liebe zueinander.“

Da kam auch das Weib des Beamten aus dem Garten. Sie trug braune Erde an den Schuhen, der grobe Rock war kurz geschürzt. Sie hatte dem Mädchen das Büblein abgenommen und trug es auf den Armen, eines zerrte rechts und eines auf der linken Seite an ihrem Kleid, ein Mädchen trippelte mit verschüchterter Neugier hinter ihr her. Eine schöne Mutterfreude war auf ihrem Angesicht.

Aufrecht und stark gingen die jungen Eheleute vom Hause fort. Die Pfüge lauerte noch in der Gasse, aber lachend setzten sie sich über sie hinweg.

Und der blütenvolle rote Kissenstock leuchtete noch einmal auf, als sie im Auto vorüberfuhren, eng aneinander geschmiegt, und zu Treue und Gemeinschaft verbunden für alle Tage.

Ave Maria.

Von Emanuel Stidelberger.

Das Orchester beendet ein Stück von Suppe

Im elektrisch erstrahlenden Großstadtkafé.

Cigarettenqualm, blauer, hängt an der Decke.

Ich lehne fremd in einer Ecke

Und blide in eitle, blasierte Gesichter.

Da nistet ein sattes, befrachtetes Gelichter,

Und handelt und händelt, und lacht und schwacht,

Und schnödet und ödet, und trinkt und schmacht.

Wie oft war ich selig in Einsamkeit:

Hier fühle ich nichts als Verlassenheit.

Nun ist die Pause der Musiker um;

Von neuem geigt's auf dem Podium.

Doch horch: das ist keine Wirtshausweise!

Das Cello beginnt so süß und leise,

Es singt, verzückt und glaubensfroh

Das Ave Maria von Gounod.

Das fleht und lobpreist und durchzittert die Lust,

Die weltlich sünd'ge, gleich Weihrauchduft,

Das klingt wie ein Vorschmack der Ewigkeit!

Und das Publikum? Es lärmt, es schreit,

Es tuschelt und mauschelt von Spekulationen,

Es schimpft auf Steuern und Emissionen,

Es spreizt sich düntelhaft selbstgefällig

Und ist auf seine Art gesellig.

Derweil betet das Cello sein Ave Marie

In brünstig hinreißender Melodie;

Sie wirbt, sie drängt, die Herzen zu regen,

Die Sinne vom Alltag fortzubewegen.

Umsonst! Ich sehe kein Auge leuchten,

Keine Wimper in seliger Nührung sich feuchten!

Sie schieben in Zuder, sie schwachen von Pferden,

Vom Zukunftsstaat, wie's da anders soll werden,

Sie hocken in Nischen und raunen frech

Zu geschminkten Weibern ihr geiles Blech!

Da verklingt, als wie ein schöner Traum,

Das Engelslied im unheiligen Raum.

Es steht ein Gleichnis im Bibelbuch

Von Perlen vor Säuen. Oh Großstadtluch!